

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 75.

Dienstag, den 30. Dezember.

1924.

Die Schicksalsstunde.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

Dort hatte es ungeheures Gelächter und ungeheuren Tumult gegeben. „Warum ausgeschlossen?“ „Höherer Blödsinn!“ Das geht einfach nicht!“ „Wer das nicht will, der tut nicht mit!“ „Dann findest du keinen einzigen Teilnehmer!“

Es fanden sich dennoch welche. Bis sich aus dem Ruß von Geschrei, Widerspruch und schallendem Lachen eine Art von festem Kern herauschälte, das hatte endlos lange gedauert. Nur mit dem Gelde war es rasch gegangen, das war im Handumdrehen beisammen gewesen. Wer so schwindelnd rasch und schwindelnd hoch verdiente, wie die Mehrzahl derer, die hier beisammen saßen, der konnte auch mit flinkem Stift eine fünfstellige Zahl aufs Papier werfen. Kurz und gut, das „Haus der Mitmenschen“ kam zustande, wurde gekauft, umgebaut, eingeteilt, möbliert und von einem „Ober- und Übermitmenschen“ geleitet und verwaltet. Es war dies ein ehemaliger Heldentenor, ebenso rasch gesunken und vergessen, da ihm bei einem Schiffsunglück, bei dem er knapp mit dem Leben davongekommen war, seine herrliche strahlende Stimme verloren gegangen war, und zwar unwiederbringlich. Was sollte nun aus ihm werden? Eine Zeitlang half er sich mit Stundengeben durch, allein er hatte weder Begabung noch Vorliebe zum Gesangslehren, war auch ehrlich genug, dies jedem zu erzählen. Etwas Neues anfangen? Er war über die Vierzig hinaus, hatte blutwenig gelernt, wenig Neigung für irgend eine nützbringende Tätigkeit — nun sollte er das „Haus der Mitmenschen“ verwalten, denn er stand in dem Ruf großer Unparteilichkeit, überdies rühmte man ihm nach, ein Finanzgenie zu sein. Dieser blonde Hüne also, den man sich eigentlich nur in der silberschimmernden Rüstung des Hohenstein oder als schwertschmiedenden Siegfried denken konnte, zog in bürgerlichem Gewande in eine der kleinen Unterwohnungen des neugegründeten Hauses, schrieb und rechnete, verteilte und bestimmte nach bestem Ermessen, legte Rechnung ab und siehe da! es ging — es ging alles glatter und besser, als man es sich gedacht hatte. Unter dem Völkchen der Künstler sind viel mehr gute Geldwirte, als man gemeinhin annimmt — sie sind oft zu Unrecht als verschwenderisch und unwissend in materieller Hinsicht verurteilt; häufig entwickeln sie überraschend viel praktischen Verstand. Außerdem beherbergte das „Haus der Mitmenschen“ nicht ausschließlich Künstler und Künstlerinnen, es wohnte zum Beispiel eine sehr tüchtige Zahntechnikerin, ein vorzüglicher Photograph darin. Die Mehrzahl freilich rekrutierte sich aus Sängern, Schauspielern, Malern, Schriftstellern und Musikern beiderlei Geschlechts. Sie zahlten, da sie allesamt zum „Klub der Mitmenschen“ gehörten, eine geringe Miete, durften, falls sie München verließen, Stellvertreter auswählen, standen untereinander in zwanglosestem Verkehr, duzten, ärgerten, erfreuten und borgten einander durch die Bank und hatten wirklich im ganzen letzten Liebesgeschichten zu verzeichnen. Das war natürlich Zufall — mit dem Ausrufe „Liebesgeschichten sind ausgeschlossen!“ war es nichts gewesen. Aber im allgemeinen erwies es sich, daß die Bewohner dieses Künstlerhauses

entweder schon ein gut Teil dieser unerläßlichen Liebesgeschichten hinter sich hatten oder daß sie wirklich zu beschäftigt waren, um sich zeitraubenden Nebendingen mit der gehörigen Hingabe zu widmen — wohl auch, daß sich gerade hier nicht derjenige oder diejenige fand, die dem oder der Betreffende zusagte. Die den Klub und das Haus bereinst gegründet hatten, waren nicht jederzeit zur Stelle, sie kamen aber immer wieder gern und oft nach München. Das ganze sogenannte Konfessionarium war nie mehr beisammen — jener saß in Amerika, dieser in England oder in Frankreich; zwei hatten sich dauernd in Rom niedergelassen, der eine ein hervorragender Plastiker, der zweite ein Archäologe. Sie hörten darum nicht auf, Interesse für ihre „Mitmenschen“ zu hegen — sie schrieben, sie depechierten, ließen gelegentlich ihre Familienmitglieder Fühlung mit der Münchener Gründung nehmen, tauchten auch plötzlich einmal selbst, wie vom Himmel gefallen, in Schwabing auf, wo Glismann, „des Hauses redlicher Hüter“, allezeit zur Stelle sein mußte, auf Verlangen auch Rechenschaft über sein geschäftliches Soll und Haben ablegen konnte. Das Haus hatte ein schönes Musikzimmer, eine große, wundervoll hergerichtete Diele, eine Bibliothek, in die jeder gelegentlich etwas stiftete, und die das bunteste und amüsanteste Institut war, das man sich denken konnte, und eine höchst behagliche altdeutsche Weinstube. Ramentlich in letztgenannten beiden Räumen konnte man sich stundenlang festsetzen und bei dem guten Wein und Bier, wofür Glismann, der ehemalige Heldentenor, zu sorgen verpflichtet war, sich seine Abenteuer und Fahrten von der Seele heruntersprechen, falls man überhaupt Lust dazu verspürte. An teilnehmenden Zuhörern und Zuhörerinnen fehlte es nie. Es war auch spasshaft, zu konstatieren, was aus diesem und jenem aufstrebenden Genie inzwischen geworden war, ob es Farbe gehalten oder klanglos zum Orkus hatte abgehen müssen.

Ein amüsantes Haus, das der „Mitmenschen“! An Abwechslung gebrach es niemals. Zuweilen fand es sich, daß eine heiße Freundschaft brüchig geworden, daß eine Verlobung gelöst, ein anscheinend Treuer abtrünnig wurde — im großen und ganzen aber vertrat man sich vortrefflich miteinander, schloß sich passenden Elementen an und schied unpassende aus. Abgelassen durfte nichts werden — wer das tat, der konnte sich mit seinem Groll allein abfinden. In ganz besonders bedenklichen Fällen übrigens erwies sich Raimund Glismann, der „Übermitmensch“, nicht nur als vortrefflicher Verwalter, Rechenmeister und Weinkenner, sondern auch als ein einsichtsvoller Vermittler und Schiedsrichter, der schon so manches Loder gewordene Band befestigt, manchen klaffenden Spalt überbrückt hatte. Er war wirklich ein umsichtiger, taktvoller Mann, man konnte sich das „Haus der Mitmenschen“ ohne ihn einfach nicht mehr denken.

VIII.

Nun war es an einem besonders lieblichen Vorfrühlingsstage — der März trieb sein loderes Spiel mit weichen, großen Schneeflocken, Kluten von goldenem

Sonnenlicht und warmen Weichenbüften —, da schritt ein stattlicher, großer Mann die fünf breiten, flachen Sandsteinstufen, die in das „Haus der Mitmenschen“ hineinführten, raschen Schrittes empor. Er benahm sich wie jemand, der hier zuhause ist, der aber nicht gedenkt, sich mit Nebendingen aufzuhalten, sondern ein festes Ziel im Auge hat. Einen Moment stockte sein Fuß am ersten Treppenabsatz — der Blick des Mannes fiel auf das kleine emaillierte Schild: Raimund Glismann. Sollte er diesen alten, guten Kumpan nicht doch zuerst begrüßen. Nein! Mit einem Ruck wandte er sich, nahm die mit weichem Teppich belegte Treppe mit ein paar lautlosen Sprüngen, wandte sich links und fand nun wiederum vor einer weißlackierten Tür mit einem emaillierten Schild: Lydia Ewert. Noch ein rascher Blick auf die Uhr — war sie wohl zu Hause? Es kam darauf an, ob sie heute Probe hatte. Es lief ein schriller Glockenton durch das stille Haus. Die Tür tat sich sofort geräuschlos auf — dem Besucher gegenüber stand eine nicht mehr junge, dunkel und anspruchslos gekleidete weibliche Persönlichkeit mit schlicht gekämmtem Haar und guten, klugen, aufmerksamen Augen.

„Sophie! Wahrhaftig — die Sophie aus Wittenberge! Hier in München! Das ist ja ein Ereignis und was für ein erfreuliches! Nun — und wer bin ich?“

„Aber natürlich doch Herr Professor Eugen Förster! Das sind ja kaum zwei Jahre her, seitdem —“

„Richtig! Kaum zwei Jahre! Aber die Leute, die mich seit meiner Weltumsegelung zu Gesicht bekommen haben, behaupten einstimmig, ich wäre so braungebrannt und durch den Epizbart so verändert, daß beinahe nichts mehr von meinem früheren Selbst übriggeblieben wäre! Na — einerlei! Wie geht es denn zu —“

Hinter der geschlossenen Tür zur Rechten wurde es lebendig. Ein tiefstöniger kurzer Hundebell wurde hörbar, dann ein leises, freudiges Winseln.

„Noch ein alter Freund!“ Eugen drückte die Klinke nieder. Ein prackvoller Bernhardiner kam mit einem Sprung herein, stellte sich an dem Ankömmling hoch und legte ihm die mächtigen Taten auf die Schultern.

„Monarch! Du alter Prackkerl — sieh da! Hast du solche Freude an mir? Ich auch an dir, glaub' es mir dreist! Hat es Tante Olga wirklich fertig bekommen, sich von ihren zwei Prackstücken zu trennen, Lydia zuzuliebe? Das sieht ihr ähnlich.“

„Ja“, sagte Sophie und nickte lächelnd. „Es ist der Gnädigen wirklich nicht leicht geworden, das kann ich bezeugen, wenn ich auch das „Prackstück“ für mich zurückerweisen muß. Monarch — ja der ist eines! Aber die Gnädige meinte, so ganz ohne Schutz in die weite Welt könnte man unser Fräulein Lydia nicht schicken, wie sie nun aus dem Pensionat und aus dem Vernen heraus war und sich selbständig machen mußte hier in München. Fräulein Lydia hat es zuerst in einer Familie probiert, das war nichts für sie. Und da hier eine schöne Wohnung vor Jahr und Tag frei wurde, so zog sie hierher, und die Gnädige, auch unser junger Herr — beide bestanden sie darauf, ich müßte mit und müßte auch Monarch mitnehmen.“

„Und wie gefällt euch beiden das Stadtleben — hm? Heimweh, Sophie, was?“

Sophies freundliches Antlitz trübte sich.

„Ach ja, Herr Professor!“ sagte sie treuherzig. „Das kann ich nicht abstreiten. Ich bin doch auf dem Lande zu Hause und bin die See gewöhnt und die frische Luft und die viele Bewegung im Freien und alles. Und er empfindet es auch, ihm geht es ebenso. Nun sehen Herr Professor bloß, wie er zuhört und was für ein Gesicht er macht! Der versteht jedes Wort, was ich sage, darauf können Sie sich verlassen.“

„Schon möglich — was, Monarch? Hier ist viel Schönes zu haben, aber kein Frauchen! — Sophie, was ich sagen wollte: Ist sie zu Hause?“

„Gewiß, Herr Professor, und sie wird sich sehr freuen, Herrn Professor nach so langer Trennung wiederzusehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Päbel, Zimb und Schnorzes.

Von Rudolf Schneider.

Päbel, Zimb und Schnorzes haben jeder eine Kohlenkiste für sich. Der Winter ist lang, aber die Kisten sind groß, und man hat vorgesorgt: alle drei sind wohlgefüllt und stehen in je einer Ecke des Kellers. Breiter sind darüber verbreitet, darauf ruht das Holz. So hat jeder das seine, und es können keine Verwechslungen passieren. Hat man alles gemeinsam, dann heißt es gleich: Du nimmst zu viel, das geht nicht; hat aber nur einer etwas, dann muß er befürchten, daß die anderen von seinem Vorrat zehren. Nicht daß man einander mißtraute oder kleinlich wäre — aber so ist es in jedem Falle angenehmer: eine glatte Rechnung.

Päbel, Zimb und Schnorzes wohnen gemeinsam in einer Wohnung. Jeder hat sein Zimmer mit eigenem Eingang und eigenem Ofen, und wer es warm haben will, geht in den Keller, holt sich Kohlen aus seiner Kiste und bringt damit ein. So ist es ausgemacht und übrigens ist das selbstverständlich. Bedienung hält man keine mehr, das ist zu teuer für Junggeheile. Jeder wäscht den Schmutz nach seinem Belieben in die Ecke oder läßt ihn ruhen. Jeder von den dreien führt auch sein eigenes Leben: man ist zwar befreundet miteinander, aber deshalb will man in der Hauptsache doch seine Ruhe haben. Natürlich ist gegenseitige Rücksicht, Schonung und Ehrenhaftigkeit die allererste Pflicht, die man sich zu erweisen hat, doch das ist auch selbstverständlich.

Also wandert am ersten kalten Tag Päbel, der ein Frühgauffteiler ist und sehr verfrorren, mit Bastoffeln und der Wolldecke um den Bauch, in den Keller, um sich Kohlen herauszuholen. Nun, denkt er, als er im Keller vor dem gesamten Reichtum steht und überlegt ein Weilchen, ich werde es so machen, ich werde einmal von Zimbs Kiste, einmal von Schnorzes und einmal von meiner nehmen. Der Winter ist lang und ich muß sparen. Und er fängt in aller Ruhe bei Zimbs Kiste an und schaufelt seinen Eimer hübsch voll. Als er ein warmes Feuerchen in seinem Ofen hat, er wacht nebenan, da es lustig prasselt und knistert. Zimb, horcht ein wenig und denkt: Sieh, der heizt schon! Und er beschließt vorläufig in aller Ruhe, für seinen Teil die Sache so zu machen: er wird einmal von Pabels Kohlen nehmen, einmal von Schnorzes und einmal von den seinen, denn er hat sein übriges Geld wie Pabel, der heute schon heizt, und der Winter ist lang. Und in Betracht dieser glücklichen Einteilung springt er aus dem Bett, eilt in den Keller und holt sich einen gehäuften Eimer aus Schnorzes Kiste.

Kaum hat er angefeuert, erwacht nebenan Schnorzes, der Siebenschläfer, und hört, wie es drüben im Ofen knistert. Pabel! sagt er sich, in aller Frühe ein Feuerchen, das tut gut; der denkt nicht ans Sparen, und angeregt durch die Vorstellung eines warmen Zimmers kommt er auf die Idee, die Kohlenfrage für sich so zu lösen: einen Eimer wird er von Pabels, einen von Zimb und einen von seinem eigenen Vorrat nehmen. So wird er glücklich den Winter durchkommen. Er erhebt sich, gurgelt mit Salzwasser, hüllt sich in seinen Schlafrock und klappt in den Keller, wo er einen gestrichenen Kübel von Pabels Kohlen holt. Bald strahlt auch sein Ofen eine erquickende Wärme aus.

Nicht lange, und die drei Freunde trafen sich bei der Bereitung ihres Frühstückes in der Küche.

„Morgen! Morgen!“

„Tag! Tag!“

„Schon ausgeschlafen?“

„Haha, sogar schon eingeheizt!“ heißt es alleseitig in hefter Laune; und Pabel brüht seinen Tee auf. Zimb mahlt Kaffee und Schnorzes rührt Kakao an.

„Diese Kälte, was?“

„Gut, daß wir jeder einen kleinen Vorrat haben!“

„Will es glauben, ha!“

Man ist geschäftig um den Gasherd, ist voller Gefälligkeit:

„Soll ich brennen lassen?“

„Ach, danke vielmals!“

„Warten Sie, ich gebe Ihnen etwas Sahne zum Tee.“

„Das schmeckt.“

„Famos, famos!“

Man wünscht sich gegenseitig das Allerbeste. Dann bringt aus jedem Zimmer das Klappern der Teller, der Schüsseln, das Krachen knurriger Brötchen, die der Hausmeister gebracht hat, und der Tag hat einen angenehmen Anfang genommen.

Die Lösung der Kohlenfrage scheint ausgezeichnet und bewährt sich. Noch nie vollzog sich der gemeinsame Haushalt so reibungslos. Die Luft ist geschwängert von Toleranz und Liebenswürdigkeit.

Man lachelt sich zu und nickt: „Sie haben heute nach im Traum geschlafen?“

„Wirklich? Ich habe doch hoffentlich nicht gestört?“

„Hat nichts zu sagen, ich kam erst nach Hause.“

„Wie peinlich, und Sie?“

„Ich war noch wach und las, von Störung nicht die Rede!“

Doch so kann das nicht weiter gehen. Und sich, eines Morgens steht Zimb nachdenklich vor seiner Kohlenkiste und überlegt: Kein Zweifel! Die Saubande bestiehlt mich! Nein, das ist stark! — Was soll er tun? Entrüstet füllt er seinen Eimer aus Pabels Kiste und beschließt, von nun an seinen Vorrat ganz zu schonen. Da aber Pabel sowohl als auch Schnorzes gelegentlich eines scharfen Blickes in ihre Kisten

von der nämlichen Erkenntnis durchdrungen werden, und so den selben Vorlass fassen, nimmt die Gerechtigkeit, die göttlichen Ursprungs ist, rüstig ihren Fortgang, der Inhalt der drei Risten vermindert sich gleichermassen, wie durch Zauberhand.

Die Stimmung im Hause indessen leidet. Unmut herrscht. Argwohn lauert.

Von Toleranz keine Spur! „Sie werden hoffentlich bald fertig mit Ihrer Kaffeegastgeberei?“

„Wie? — Ein Kadav' ist nachts in dieser Wohnung! Man schläft kein Auge!“

Sie werden sich durch Ihr ununterbrochenes Geschrei im Schlafe selbst aufwecken, das verträgt der stärkste Mann nicht!“

„Kein Wunder, daß Sie schreien, heizen Sie nicht auch nachts?“

Dann aber, gerade als es anfängt, recht winterlich zu werden, daß man ein warmes Zimmer dringend brauchen kann, erstarrt eines Morgens Babel im Keller zur Salzküste. Er reißt den Mund weit auf und auch die Augen und bleibt so. Seine Riste ist leer. Nicht völlig leer, man kann noch einen Eimer zusammentragen, wenn man sich Mühe gibt, aber sie ist doch so gut wie ausgeräumt. Das ist ein Schlag! Babel hat seit einer Woche nicht nach seiner Riste geblickt infolge einer merkwürdigen, unangenehmen Gait, die sich ins Kohlenholen eingeschlichen hat, da Zimb schon immer auf der Treppe hörbar wird, kaum daß er mit der Schaufel in die Kohlen fährt. Heute ist das anders, heute kann sich Babel Zeit lassen, denn er steht vor seiner Riste, und eigentlich nur darum, weil er bemerkt hat, daß der Vorrat der Freunde ganz bedenklich zusammengeschrumpft ist. Aber, aber — er sagt sich an die Stirn: Was zu weit geht, geht zu weit! Babel sieht noch nicht völlig klar in dem Problem, doch seine Entrüstung ist grenzenlos. Und da kommt auch schon Zimb. Zimb naht mit dem Anschein der Gemächlichkeit, doch lauernden Blickes, er stellt sich an seine Riste, als bekünde das Leben aus barmherzigen Zufällen, er holt mit der Schaufel aus, dann aber gibt es ihm einen Ruck, und er läßt die Schaufel und seinen Eimer fallen. Er starrt in die Riste, die leer ist oder doch so gut wie leer; so ein bißchen Mist liegt ja noch drinnen; nein, da hört sich doch wirklich alles auf! Während er in finsternem Groll grübelt, der Sache auf den Grund zu kommen, vernimmt man von oben die Geräusche Schnorzes, der den Mund voll Salzwasser und aurgelnd, die Treppe herabsteigt, so eilig hat er es, in den Keller zu gelangen. Da ist er schon. Da steht er schon an seiner Riste und wirft einen noch lauernden Blick hinein. Er will loben das Wasser auszuheben, da aber erfährt das Staunen ihn, er verschluckt sich und erleidet einen gewaltigen Hustenanfall, wobei er in unablässiger, maßloser Verwunderung den Blick nicht von dem leeren Grund seiner Riste wenden kann.

Das mag nett werden! Aber nein, nichts geschieht, Eißiges Schweigen breitet sich aus, auch der Husten Schnorzes hört auf. Dann fällt unter emsigem Gelächre und Geschreie ein jeder der drei Freunde mit vergrämter Entschlossenheit das Reichthum Mist in seinen Eimer, das noch von den Vorräten geblieben ist, viel schwarzer Staub steigt auf, und man verläßt in gemessener Ruhe und Würde hintereinander den Keller.

Keine Gespräche mehr! Nur noch Schweigen lastet. Franische Miene begegnet höhnischem Nacheln. Schneidende Höflichkeit betont den gewaltigen Abstand. Einige Tage friert man allgemein. Es ist bitter kalt und zum Verzeiweln. Babel verbringt sein Dasein froitzitternd im Bett. Zimb wandert stundenlang im Warenhaus in der Nähe der Heizung, und Schnorzes sitzt den ganzen Tag im Café und verbräutet Unsummen. Aber es kann so nicht weitergehen, man sieht es ein und wird langsam müde.

Unmerkliche Annäherung findet statt; „Bardon, haben Sie meinen großen Köffel nicht gesehen?“

„Ich glaube; jawohl, hier liegt er.“

„Besten Dank!“

Und eines Morgens hat man sich geeinigt. Der Kohlenmann erscheint und fährt für jeden einen neuen Vorrat an. Aber umfassende Vorkehrungen sind getroffen; denn Diebe müssen im Hause sein! Ein neues Schloss prangt an der Kellertür, die Risten sind mit Dedeln versehen und ebenfalls schließbar. So kann es nicht mehr fehlen. So hat jeder das Seine und Irrtümer sind ausgeschlossen. Langsam kommt alles ins gute, alte Gleise.

In aller Frühe eilt Babel, der sich die Sache wieder eingeteilt hat, mit seinem Schlüsselbund in den Keller, probiert die Schlüsselchen, findet die passenden und holt sich aus Zimbs oder Schnorzes Riste einen Eimer voll. Nicht lange und es kommt Zimb, der einen raffinierten Universal-Schlüssel sein eigen nennt, und schließlich erscheint auch Schnorzes, der Sieben-Schlüssel, dem in seinem Junggeflensdasein so viele Schlüssel zugewachsen sind, daß er gar niemals in Verlegenheit kommen kann.

Jealiches Mißtrauen ist verschwunden. Selberkeit ist geblieben: „Morgen! Morgen!“

„Verzeu'et kaltes Wetter, was?“

„Na, aber tüchtig eingeebelt!“

„Gaba!“

Und die Gerechtigkeit, die ja göttlichen Ursprungs bleibt, nimmt im Keller, ganz wie früher, rüstig ihren Fortgang.

Gesellschaft u. Mode

Warum Frauen rauchen. Wenn man Damen, die dem Glimmstengel während der Unterhaltung gar nicht aus den Fingern legen, aufs Gewissen fragt, ob ihnen die Zigarette wirklich schmeckt, so erhält man oft eine zögernde Antwort, und schließlich gestehen sie ein, daß ihnen das Rauchen eigentlich gar keinen Spaß macht. Warum nun rauchen diese Frauen? Eine eifrige Raucherin verrät in einer offenen herabigen Stunde der aufstehenden Männerwelt dieses lange behütete Geheimnis. „Nur eine Frau“, schreibt sie, „die keine Pfeife oder Zigarre in der Hand hält, wie es die meisten Männer tun, kann die dringende Notwendigkeit verstehen, daß man etwas in der Hand haben muß, wenn man viele Stunden in einem Raum zusammenhast, wenn man sich über langweilige Pausen und Gespräche hinwegzelen will. Die moderne Frau kann nicht mehr zur Handarbeit greifen, wie es unsere Mütter und Großmütter taten. Eine Dame mit der Näh- oder Stricknadel im Salon würde den Gesichts des Unmodernen darstellen. Da bleibt ihr nichts als die Zigarette. Wie gut kann sie mit dem Glimmstengel in der Hand tolettieren! Es ist ja so eindrucksvoll, wenn sie eine Bemerkung mit der Zigarette unterstreicht, wenn sie ein kühnes Wort zugleich mit den Rauchwolken aus den entzückend geputzten Lippen stößt, wenn sie die Lippen in verführerischer Weise rundet, um den Rauch einzulangen. Wie schöne träumerische Tönen kann man annehmen, wenn man dem sich langsam auflösenden Dunst der zarten Rauchwolken folgt, und einer Frau, die die Kunst verliert, Rauchringe aus blauen, wird erit recht sein Mann widerstehen können! So ist die Zigarette — mit Geschmack und Eleganz verwendet — eine mindestens ebenso vorzügliche Waffe in den Gefechten des Klits und der Koffetterie, wie es früher der Fächer war. Man beobachtet nur die Art, wie eine Frau und wie ein Mann raucht, und man wird finden, daß die Damen es vorzüglich verstanden haben, die Zigarette für ihre idealistisch weiblichen Künste auszunutzen. Instinktiv begreifen Frauen, die nicht die geringste Lust zum Rauchen verspüren, wie wichtig und wertvoll die Zigarette sein kann, und sie greifen nach ihr, nicht weil sie ihnen schmeckt, sondern weil sie ihnen neue Möglichkeiten zur Erhöhung ihrer Reize bietet.“

Reise u. Verkehr

Die zu enge Großstadt. Alle Großstädte sind in der letzten Zeit von derselben Krankheit befallen worden, von einem Verkehrschaos, das sich in der Zunahme der Unfallsfälle und in einer Verstopfung der wichtigsten Verkehrsader äußert. Bei uns lacht man diesem Uebel durch organisatorische Maßnahmen zu begegnen, und der so viel besprochene Verkehrssturm am Potsdamer Platz in Berlin ist das Wahrzeichen dieser halben Maßnahmen. In Rom ist die Gefahr so groß geworden, daß das Leben der Passanten in den winkligen Gassen, durch die die Kraftwagen jaulen, immerfort bedroht ist. Die Amerikaner, die in New York und Chicago die ungeheuerlichen Ansammlungen von Wagenparks erleben, erwägen die großzügigsten Maßnahmen zur Abhilfe. Aber am brennendsten dürfte die Frage doch nicht in den verhältnismäßig jungen Städten sein, zu denen nicht nur die weiträumig angelegten Großstädte der Neuen Welt, sondern auch Berlin gehört; am schlimmsten ist es vielmehr in den alten Städten, wie Rom und Paris, die tatsächlich zu eng geworden sind. Paris hat dabei in der Zeit des zweiten Kaiserreiches eine großartige Neugestaltung erfahren, die sich in der Anlage der breiten Boulevards zeigt. Doch auch diese Boulevards, die so lange der Stolz der Seinestadt waren, sind jetzt zu schmal geworden und stellen die Pariser Verkehrspolitiker vor ein schwieriges Problem. Obwohl die Boulevards überall breit genug sind, um 6 verschiedene Verkehrslinien, drei in jeder Richtung durchzulassen, hat die Zunahme des Verkehrs unerträgliche Zustände geschaffen. Nach den neuesten Berechnungen gehen mehr als 50 Prozent des gesamten Pariser Verkehrs über die Boulevards, und so erreicht sich von 10 Uhr morgens bis 8 Uhr abends ein ununterbrochener Strom von Gefährten, die nur ganz langsam vorrücken können. So braucht man längere Zeit, um im Kraftwagen von der Rue Duot bis zur Rue Royale zu kommen als zu Fuß. Jeder Chauffeur äußert sein Mißvergnügen durch häufiges Erdönnenlassen der Hupe, und so entsteht ein Höllenlärm, der aber keine Besserung bringt. Die bisherigen Gegenmaßnahmen, die Einstellung von besonderen Verkehrspolizisten, die bessere Ausbildung des Signalsystems, haben nichts gekruchtet, daher werden in Pariser Blättern einschneidendere Maßnahmen vorgeschlagen. Man hat berechnet wollen, daß die Zeit, die die Tausende von Menschen in den Straßen von Paris tagtäglich mit Warten verbringen, einen Verlust im Werte von mehr als 20 Millionen Goldmark monatlich darstellt. Aber der Voranschlag, die Häuser auf der einen Seite der Boulevards niederzulegen und 15 Meter zurückzurücken, würde Kosten von 2 Milliarden Mark verursachen. An die Zeitungskasse und die breiten Kaffeterrassen, die die Straßen verstopfen und einengen, waßt man sich nicht heran, weil man fürchtet, daß der Reiz der Boulevards dadurch verlieren würde. So weh man also auch in Paris nicht, wie man das Immer-Engerwerden der Großstadt bekämpfen soll.

Die Welt der Frau

Schönheitsliebe.

Die Selberin in der Ehe.

Von Margarete Sodi.

Es gibt unendlich viele Klippen, an denen die Ehe scheitern kann, und die allergefährlichste ist vielleicht die Alltagslichkeit. Der graue Alltag ist zugleich unser Wohltäter und unser Feind. — unser Wohltäter, weil er uns gesund und leistungsfähig erhält, denn nach Goethes Wort ist nichts so schwer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen. Er schützt uns vor Verweichlichung und erhält uns frisch zur Arbeit. Aber auch unser Feind ist er, dem wir nach Kräften zu Leibe gehen sollten, denn er möchte gern alles erlöten, was schön ist. Er legt gleichsam das Gesicht in strenge Falten und predigt: „Pflicht! Pflicht! Pflicht!“ Die nackte kalte Pflicht aber ist quälend und häßlich, und in der Ehe sollte das Wort „Liebe“ obenan stehen und niemals das harte, strenge Wort „Pflicht“.

Und der Alltag in der Ehe? Wenn man heiratet, so tut man es oder sollte es wenigstens tun, um dem Leben einen vollen schönen Inhalt zu geben. Man sehnt sich nach Harmonie und Farbe, nach Sonnenchein und Wärme und nach der Beschaulichkeit des eigenen Heims. Ach, und die schönen Träume erfüllen sich sehr oft nicht, sondern man ist in vielen Fällen bitter enttäuscht. Zuerst geht meistens alles ganz gut. Das ist natürlich, denn der Reiz der Neuheit bräut Abwechslung und Freude. Dem Alltag ist gleichsam der Eintritt verboten. Nach und nach schleicht er sich jedoch leise ein, macht sich mehr und mehr bemerkbar und eines Tages laßt er scharf und kalt im Befehlston: „Pflicht.“

Man muß einen Bundesgenossen haben, der dem Alltag die Tür weist, wenn er sich gar zu breit machen will, und das kann nur der Schönheitssinn tun, aber er darf nicht nur äußerlich sein, sondern muß tief in der Seele wohnen, denn sonst ist seine Wirkung nicht stark genug. Seine Diener sind Ordnung und Sauberkeit. Eine unordentliche Frau, auch wenn sie die interessanteste und genialste ist, bereitet unter Umständen ihrem Mann die Hölle auf Erden. Es albi Frauen, die werfen alles hin, was sie in die Hand nehmen und lassen es liegen, wo es will. Sie suchen beständig nach verlegten Dingen und haben infolgedessen niemals Zeit, ihre Zimmer werden allmählich aussehen wie Trödelbuden und die trauliche Behaglichkeit flieht daraus. Die Frau entschuldigt sich stets damit, daß es ihr an Zeit fehlt, die Wohnung in Ordnung zu halten. Wenn aber jedes Ding seinen bestimmten Platz hat, kostet es verhältnismäßig geringe Mühe, die Wohnung stets freundlich zu halten. Andere Frauen haben nur dann Sinn für Ordnung und Sauberkeit, wenn Besuch erwartet wird. Für den Gast wird das frische Tisch-tuch aufgelegt, werden anständige Teller und Schüsseln genommen. Wenn man aber „unter sich“ ist, so dürfen Scherben auf dem unsauberen Tisch stehen, da man der Staub fingerdick liegen. Man läßt sich gehen, und schon triumphiert der Alltag. Als Gegensatz zur Unordnung ist die übertriebene Reinlichkeit und Sauberkeit gerade so schwer zu ertragen. Es gibt Frauen, die beständig Scheuertag halten, ewig wischen und fegen. Die Fenster stehen meistens horrenselweit offen, es ist kalt und ungemütlich in den Räumen, und der Mann weiß nicht, in welchem Zimmer er sich eigentlich aufhalten soll. Er wagt außerdem nicht, sich in seiner eigenen Wohnraum zu rühren, denn schon fängt „sie“ an zu läutern und hinter ihm her zu räumen. Gemütlich ist's nie und die Frau ist noch obendrein sehr stolz auf ihre Tüchtigkeit und will gelobt werden. Ach, der Mann fühlt sich so unglücklich, daß er wirklich nichts Freundliches zu sagen vermag, und die Frau fühlt sich zurückgelehrt.

Die Frauen wissen in den meisten Fällen gar nicht, wie Schönheitsdurst ihre Männer sind, bewußt und unbewußt. Man denke, sie müssen sich viele Stunden des Tages in ungemütlichen Büroräumen oder in häßlichen, schmutzigen Betrieben aufhalten. Wenn sie dann abends nach Hause kommen, wollen sie etwas Hübsches sehen. Es kostet nicht viel, Sonntag warten zu lassen. Manchmal genügt schon ein freundlich gedeckter Tisch, ein paar Blumen in einer Vase, irgend eine liebe Überraschung, und schon läßt die Sonne des Glücks. Der Mann will seine Frau hübsch gekleidet sehen. Es ist ihm meistens gleichgültig, ob sie ein Kleid aus kostbarem Stoff trägt oder nicht, aber sie soll lieblich anzusehen sein. Eine weiße Bluse, eine laubere Schürze, das sind Dinge, die die Frauen älteren auf billige Art, immer dieselbe Kleidung wirkt ermüdend wie das stets gleiche Gesicht. Wenn sie die Mittel dazu hat, soll die Frau für Abwechslung in ihrer äußeren Erscheinung sorgen.

Es genügt nicht, daß die Schönheitsliebe äußerlich Harmonie in der Ehe schafft. Sie muß tiefer wurzeln, zur Achtung erhoben werden über alle Taten. Sie wird es nie lassen, daß irgend etwas Unwürdiges geschieht. Zank und Streit sind verboten, wo sie waltet. Aus Angst, die schöne Harmonie, den feinen Ton zu stören, wird jeder sich stets beherrschen, ohne stief zu wirken, und jeder wird sich wohl fühlen

in der reinen, glücklichen Atmosphäre. Die Kinder, die in solchem Kreis aufwachsen, werden nicht zu bloßen Normmenschen erzogen, sondern sie wissen, warum die gute Sittlichkeit dieses und jenes verlangt oder verbietet. Mit sicherem Takt verstehen sie es später, sich jeder Lebenslage anzupassen, und verbreiten überall Freude und Wärme.

Darum, nicht Pflicht, sondern Schönheitssinn, der von der Liebe zu allem Guten diktiert wird, soll in der Ehe wachen, und wo er weilt, da fehlt auch nicht der frische Mut, der die Sorgen fröhlich tragen hilft, die niemals in der Ehe ausbleiben.

Silvesterabendgerichte.

Karpfen im Ofen gebacken. Der Fisch wird in Stücke geschnitten, mit Salz und weichem Pfeffer bestreut, worauf man eine flache Kasserolle mit Butter ausstreicht, einige Lorbeerblätter hineingibt die Karpfenstücke darauf legt, mit gehackten Schalotten, Champignons und Petersilie bestreut, mit fettem laueren Rahm und etwas Zitronensaft befeuchtet, mit geliebter Semmel befeuchtet, mit gerösteter Butter beträufelt und in einem heißen Ofen schön braun brät.

Karpfen in Bier. Auf einen mittleren, zwei bis drei Pfund starken Karpfen rechnet man dreiviertel Liter dunkles, leichtes Bier und für zehn Pfennig Sellerie, Möhren und Petersilienwurzeln. Diese werden fein geschnitten, in etwas Salzwasser weich gekocht und mit dem Bier auf den auf gewaschenen und geschwungen Karpfen in eine Dedekasserolle oder einen Fischkessel gegeben. Man fügt ein nukarotes Stück Butter, einige Lorbeerblätter, Pfefferkörner und Salz hinzu und läßt den Fisch bei starkem Feuer aufkochen. Dann schiebt man ihn zur Seite und läßt ihn langsam zwanzig Minuten ziehen, verdirbt die Sauce nach Bedarf mit etwas braunem Honigkuchen. Nach persönlichem Geschmack fügt man noch etwas Zucker und Essig hinzu.

Seefische im eigenen Saft gedünstet. Der gereinigte Fisch wird im Ganzen oder in Stücken mit Salz eingegeben, mit Essig oder Zitronensaft beträufelt, in einen Topf gelegt und mit zerhacktem Suppengemüse, feingehackten Zwiebeln, Pfeffer und Gewürz bestreut. Der Topf wird fest zugedeckt in einen größeren Topf gestellt, der zur Hälfte mit kochendem Wasser gefüllt ist und ebenfalls zugedeckt wird. Der Fisch muß 20 bis 40 Minuten in diesem Wasserbade bleiben. So behält er alle Kraft und schmeckt vorzüglich. Der sich bildende Saft wird zur Sauce verwandt.

Fischsuppe. Entweder der ganze Fisch oder die auf gereinigten Fischköpfe, Gräten mit den Häuten, Klossen und andere Abfälle werden in reichlich kaltem Wasser mit Suppengemüse, Zwiebeln und etwas Gewürz aufgesetzt und auf ausgekocht. Die Brühe gießt man durch ein Sieb. Dann bereitet man eine Einbrenne, läßt sie mit der Fischbrühe zur Suppe abkochen, sie auf, und schmeckt sie mit Salz, Pfeffer, Maagwürze und Petersilie ab. Als Einlagen in diese Suppe passen vorzüglich: Nudeln, Reis, Fischlöße oder geröstete Semmelwürfel.

Silvesterpunisch.

Rotweinpunisch. In ¼ Liter leichtem Rotwein, ein achtes Liter Arrak und einen halben Liter mäßigen starken Tee tut man ein Sechzehntel Liter Zitronensaft und 250 Gramm Streuzucker. Alle diese Zutaten bis nahe an den Siedepunkt erhitzt.

Einfacher Teepunisch. Man bringt eine Flasche leichtem Weißwein und eine Flasche Tee zum Kochen. Dann tut man den Saft von zwei Zitronen, etwas Nelken, Zimmt und nach Geschmack Zucker hinzu und etwas Rum.

Himbeerpunisch. ¼ Liter Rotwein, ein achtes Liter Zitronensaft, ¼ Liter Tee, ¼ Liter Himbeersaft, ein achtes Liter Arrak werden zum Kochen gebracht und nach Geschmack gesüßt.

Schwedischer Punisch. ¼ Liter Wasser und 250 Gramm weicher Kandis werden aufgekocht, ¼ Liter feiner Mostwein dazugegeben und das Ganze noch einmal zum Kochen gebracht. Ist dies geschehen, dann tut man drei achtes Liter feinsten Arrak hinzu und serviert den Punisch warm oder kalt. Im letzteren Falle kann man noch Ananas hineintun, die eine halbe Stunde in dem schon erkalteten Punisch ziehen muß. Er schmeckt dann vorzüglich.

Eierpunisch. 2 Gelbeier und zwei ganze Eier werden mit 120 Gramm Zucker, 3 Eßlöffel Zitronensaft und einem achtes Liter kaltem Wasser schaumig gerührt. Dann gießt man drei achtes Liter kochendes Wasser und ¼ Liter Weißwein hinzu und das Ganze wird auf Feuer bis zum Kochen schaumig gerührt. Dann kommt noch ein sechzehntel Liter Rum dazu. Der Punisch darf erst kurz vor dem Servieren bereitet werden.